

Was zählt.

Eine lebenswerte Zukunft in Lüneburg & Umgebung



**REPARIEREN
STATT
WEGSCHMEISSEN**

**Warum vieles
einfach zu
schade für
den Müll ist.**

Ein Magazin der Initiative Nachhaltigkeit und Journalismus der Leuphana Universität Lüneburg
und der Landeszeitung für die Lüneburger Heide

Repair Café statt Deponie:

Lüneburgs erstes
Reparaturcafé lädt
zum Mitmachen ein.

Die Kunst des Verschenkens

Aufräumen, aussortieren und
weggeben macht viel Arbeit.
Aber: Der Aufwand lohnt sich!

Zukunft ohne Öl

Peak Oil bietet Anlass zum
Umdenken: Wie wollen wir
künftig leben? Was macht
das Leben eigentlich gut?

IMPRESSUM

Herausgeber:

Prof. Dr. Gerd Michelsen
(V.i.S.d.P.)

Leuphana Universität Lüneburg
UNESCO Chair „Higher Education for Sustainable
Development“

Initiative Nachhaltigkeit und Journalismus
Scharnhorststraße 1
21335 Lüneburg

Verlag:

Landeszeitung für die Lüneburger Heide GmbH
Am Sande 18-20, 21335 Lüneburg

Projektleitung

Leuphana: Prof. Dr. Gerd Michelsen

Konzeption: Anja Achenbach, Anja Humburg,
Robin Marwege

Koordination und Redaktionsleitung: Anja Achenbach
Dokumentation: Daniel Fischer, Robin Marwege

Redaktionsberatung

Landeszeitung: Hans-Herbert Jenckel

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:

Anja Achenbach, Susanna Bloß, Roy Fabian,
Anja Humburg, Elke Gersmann, Heike Janßen,
Sandra Kirchner, Jacques Kommer, Angelika Pohl,
Ralph Schipke, Kerstin Schnatz, Christian Vock,
Theresa Zimmermann

Schlussredaktion: Angelika Pohl,

Susanna Bloß, Ralph Schipke, Christian Vock

Artredaktion:

Britta Harder, 2Seiten Gestaltung

Bildredaktion:

Britta Harder, Heidi Staack (Landeszeitung),
Andreas Tamme

Druck:

v. Stern'sche Druckerei GmbH & Co KG

Andreas Jörß

Zeppelinstraße 24, D-21337 Lüneburg

Anzeigen: Thomas Bauer (LZ)

Kontakt zur „Was zählt.“-Redaktion:

Anja Achenbach

was.zaehlt@leuphana.de

Mit freundlicher Unterstützung unseres Beirats:

Stadt Lüneburg

Landkreis Lüneburg

IHK Lüneburg-Wolfsburg

Handwerkskammer Lüneburg

Inhalt



- 04 AUFTAKT** Die Kunst des Verschenkens
Dinge wegzugeben ist aufwändiger als gedacht. Aber es lohnt sich!
Von Angelika Pohl
- 06 WISSENSCHAFT & PRAXIS**
Sharing Economy – das neue Wir-Gefühl
Teilen, tauschen und leihen liegen im Trend.
Besitz ist nicht mehr das Maß aller Dinge.
Von Susanna Bloß
- 07 UMFRAGE** Die Zeit-Verschenker
Viele Lüneburger engagieren sich ehrenamtlich.
Ohne sie wäre eine zukunftsfähige Gesellschaft nicht denkbar.
Von Theresa Zimmermann
- 08 INSPIRATION** Anleitung zum Andersmachen
Frische Ideen zum Ressourcensparen
Von Kerstin Schnatz

REPARIEREN STATT WEGSCHMEISSEN

- 09 TITEL** Repair Café statt Deponie
Der Drucker ist kaputt, das Handydisplay gesprungen – ab damit
auf den Müll? Es geht auch anders!
Von Anja Humburg und Jacques Kommer
- I3 INTERVIEW** Die Kultur der Reparatur
Warum Repair Cafés die Welt verbessern können.
Ein Interview mit Prof. Dr. Wolfgang M. Heckl, Generaldirektor
des Deutschen Museums in München.
Von Jacques Kommer

01 / 2014



- I4 ZÄHLSTELLE** Das ist doch Müll
Ein Leben ohne Abfälle ist unmöglich. Wir rechnen für Lüneburg nach.
Von Elke Gersmann
- I5 ZWISCHENBILANZ** Tschüss Pappbecher!
Keep Cup gegen den Campus Müll. Ein Modell zum Nachahmen.
Von Anja Achenbach
- I6 AUSBLICK** Zukunft ohne Öl
Wie ist man in Lüneburg auf das postfossile Zeitalter vorbereitet?
Genügt es, auf erneuerbare Energien umzurüsten, oder brauchen
wir ein grundsätzliches Umdenken?
Von Christian Vock und Sandra Kirchner
- 20 INITIATIVE** Schillerndes für die Seele
Streuobstwiesen sind zugleich Kulturgut, Biotop und Genreservoir
für seltene Obstsorten. Aktive kümmern sich darum, ihre Vielfalt
zu erhalten.
Von Roy Fabian
- 22 LÜNEBURG & DIE WELT**
Was macht mein Kleid in Afrika?
Aus Alt mach Neu: Aus unseren Altkleidern wird Mode „made in
Mozambique“. Ein erfolgreiches Upcycling-Konzept.
Von Heike Janßen
- 23 KOLUMNE** Ohne Netz und doppelten Boden?
Ist tauschen und teilen die Antwort auf unseren ständigen
Konsumwahn? Was aber, wenn dabei ein Schaden entsteht?
Unser Kolumnist Ralph Schipke schaut auf das Dilemma.

Liebe Lüneburgerinnen,
liebe Lüneburger,



Prof. Dr. Gerd
Michelsen



Hans-Herbert
Jenckel

Nachhaltigkeit beginnt lokal, und das
wollen wir zeigen – ohne Sie zu sehr mit
dem sperrigen Begriff zu behelligen.

Was macht das Leben in der Region
Lüneburg lebenswert? Wie kann man hier
fair und gerecht leben – auch mit Blick
über den Tellerrand? Wir wollen globale
Fragen lokal verorten, querdenken und
Mut machen, Wandel mitzugestalten.

Die Initiative „Nachhaltigkeit und
Journalismus“ des UNESCO Chairs für
„Hochschulbildung und nachhaltige
Entwicklung“ der Leuphana setzt bewusst
auf eine regionale Partnerschaft, um die
Wissenschaft mit der Praxis zu verzahnen.

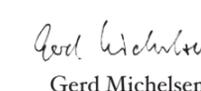
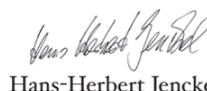
Dreizehn Autoren schreiben für die erste
Ausgabe „Was zählt.“, die vor Ihnen
liegt. Die meisten sind Absolventen des
Zertifikatsstudiengangs Nachhaltigkeit
und Journalismus an der Leuphana, sie
kommen aus ganz Deutschland und haben
also einen anderen Blickwinkel
auf Lüneburg.

Mit an Bord ist die Landeszeitung
für die Lüneburger Heide, die nicht nur
redaktionell beratend zur Seite steht,
sondern das Magazin auch drucken lässt
und der LZ beilegt.

Unser Dank gilt unserem Beirat, der unser
Projekt erst ermöglicht hat: Stadt und
Landkreis Lüneburg, IHK, Handelskam-
mer sowie die Sparkassenstiftung Lüne-
burg. Dank gebührt auch der Deutschen
Bundesstiftung Umwelt (DBU), die die
Initiative „Nachhaltigkeit und Journalis-
mus“ fördert.

Im Herbst erscheint eine nächste Aus-
gabe. Kritik, Anregungen und natürlich
Lob sind willkommen. Es geht darum, die
Zukunft gut und fair zu gestalten. Um die
Frage, was das Leben lebenswert macht.
Um das, was am Ende zählt.
Viel Spaß beim Lesen wünschen Ihnen

© Fotos: Brinkhoff-Mögenburg / Leuphana; t&w

Gerd Michelsen Hans-Herbert Jenckel

1 So schön das geerbte Service ist, es ist unrealistisch, dass wir es je benutzen werden. Also tschüss!

2 Ich habe sechs Tuschkästen gefunden ...

© Fotos: Ingo Schwarm



3 433 Teelichter und 23 passende Halter – erhellende Zahlen

Die Kunst des Verschenkens

Von 90 auf 50 in drei Monaten – um bewohnte Quadratmeter geht's. **Es gibt Schlimmeres, trotzdem ist das eine Herausforderung**, denn Dinge wegzugeben ist aufwändiger als gedacht.

Ein Erfahrungsbericht von Angelika Pohl

DIE GRÖSSTE FREUDE, die wir meiner Oma am Ende ihres Lebens machen konnten, war, alle ihre Sachen unter uns aufzuteilen. Einen Teppich, einige Fotos, Bilder, Kissen, ihren Spiegel und etwas Nippes konnte sie ins Pflegeheim mitnehmen. Den Rest hat sie losgelassen. Sie ließ sich aber immer wieder – das ist sicher auch der Demenz geschuldet – gern erzählen, wer denn was genommen hat. Und es hatte tatsächlich fast alles einen Abnehmer gefunden. Kinder und Enkel verbanden bestimmte Erinnerungen mit bestimmten Sachen, Urenkel zogen gerade in ihre erste eigene Wohnung oder mochten den Retrolook. Win-winiger geht's nicht.

Auch wir müssen jetzt vieles weggeben, von vier auf zwei Zimmer reduzieren, und ich

möchte dabei so zufrieden sein wie meine Oma. Sachen zu verschenken kann doch nicht so schwer sein, habe ich anfangs gedacht und mir überlegt, wer was am besten gebrauchen kann, ehrlicher ausgedrückt: Wo ist die Überlebenschance für unsere Klamotten, Regale, Geschirre, CDs, Bücher, sprich für den überflüssigen Teil des Hausrats am größten?

Das Zuviel an Dingen, das sich bei uns angesammelt hat, nervt und belastet. Bevor wir erfuhren, dass wir wegen dringender Renovierungsarbeiten zwei Räume unserer Wohnung für einige Monate räumen müssen, war das natürlich auch schon so. Aus diesem Grund wollen wir die Sachen nicht einfach einlagern. Wir machen Nägel mit Köpfen – und sortieren aus.

Zumindest die Gene meiner Oma, aber auch mein Wissen um Rohstoffknappheit und soziale Schieflagen verbieten es mir, Aussortiertes, das noch gut ist, einfach wegzuschmeißen. Also ging es ans Abnehmer-Suchen.

Doch was von den Dingen, mit denen wir ja bis eben ganz normal gelebt haben, ist auch für Fremde „noch gut“? Dazu mein erster **Tipp: Alles, was Sie jemandem ohne entschuldigende Worte leihen würden, ist okay.** Der Rest ist in der Regel Müll – oder Material zum sogenannten Upcyceln, dem Basteln, Bauen und Nähen aus nicht mehr brauchbaren Sachen.

TROTZDEM WIRD EINIGES einfach nicht gewollt. Es war schwer, es nicht persönlich zu nehmen, als keiner der drei Second-Hand-Läden in meiner Gegend etwas von meinen Sachen nahm, denn ich hatte ja ohnehin nur sehr ausgewählte Kleidung und Schuhe vorgelegt. Auch Kunstlehrer und unsere alte Kita winkten ab, als ich eine zweite Großladung mit Spielen, Kinderbüchern, Stoffen, Schächtelchen und anderem Bastelkram anbot; zurzeit hätten sie genug, „aber gern später wieder“. Das führt zum zweiten **Tipp: Prüfen Sie ehrlich, wo Ihre Motive liegen und wie Ihr eigentliches Ziel aussieht.** Ich hätte mir die Enttäuschung – und den Sortieraufwand – ersparen können, wenn ich früher gemerkt hätte, dass etwas in mir klammheimlich auf Dankbarkeit (keine große natürlich, aber so eine klitzekleine) spekuliert hat. Kaum ans Tageslicht befördert, wurde dieser Wunsch nach Dank selber klitzeklein. Stattdessen genieße ich jetzt das Gefühl der Befreiung und stelle mir im Geiste schon einmal die leeren und lichten Räume vor, die wir nach der Renovierungs- und Entrümpelungsaktion haben werden.

Ganz pragmatisch stelle ich die Regale vors Haus – diese Art des Kleinmöbel-Tauschs funktioniert in unserer Straße sehr gut. Das Sofa inseriere ich bei Ebay-Kleinanzeigen und den Rest bringe ich zu Stilbruch, dem Hamburger Pendant zu Sack & Pack, da arbeiten schließlich die Verwertungs- und Sortierprofis.

Nur die Frauenkleidung, in die ich nicht mehr hineinschrumpfen werde, kommt in den Obdachlosinentreff Kemenate: Der liegt um die Ecke, ist quasi Nachbarschaft und ich fühle da eine gewisse Verbundenheit – schließlich trennt mich nur ein Quäntchen mehr Glück im Leben von den Frauen dort. Es tut mir gut, meine Klamotten dorthin zu geben. Folglich lautet mein dritter **Tipp: Wenn Sie Muße haben, verbinden Sie das Nützliche mit dem für Sie Angenehmen.** Verkaufen Sie zum Beispiel gemeinsam mit Ihren Freunden auf

dem Flohmarkt oder organisieren Sie einen in Ihrer Straße. Heißen Sie die neuen Flüchtlinge in Ihrem Ort willkommen, indem Sie Sachen vorbei- und ein offenes Ohr und Interesse mitbringen. Laden Sie zur Tauschparty ein oder zum Aus-Alt-mach-Neu-Nähen bei Kaffee und Kuchen. Nutzen Sie Ihren persönlichen Mailverteiler oder posten Sie, was Sie weggeben möchten. Richten Sie einen Zu-verschenken-Platz zum Beispiel an Ihrem Arbeitsplatz ein. Verhäkeln Sie im Jugendtreff mit den Kids Ihre Wolle oder setzen Sie mit ihnen ein neues Fahrrad aus drei alten zusammen.

Wenn Ihr Aussortiertes (Porzellan, Teppiche usw.) wertvoll sein könnte, holen Sie drei professionelle Angebote ein – oder forschen Sie niemals nach, was das gute Stück im Weiterverkauf eingebracht hat. Ein **Tipp: Denken Sie bei Gebrauchsgegenständen nicht an den materiellen Wert, schonen Sie Ihre Sachen nicht. Benutzen Sie sie, erfreuen Sie sich an ihnen!** So werde ich es zum Beispiel mit den Kristallgläsern meiner Oma und den hauchzarten Gläsern meiner verstorbenen Schwiegereltern halten. Seltenst benutzt, verstaubten sie bisher im Schrank, doch auf unserer Wiedereinzugsparty wird jeder daraus trinken dürfen.

WIE ALLE SCHWIERIGKEITEN, so sind auch die beim konkreten Aussortieren eine Chance. Der Auswahl, welche Stoffe ich an die Handarbeitslehrerin gebe, ging die Entscheidung voraus, welche Kleidungsstücke ich mir denn tatsächlich noch nähen möchte. Die ehrliche Antwort war: Keine! Diese Fieselarbeit macht mir nämlich eigentlich gar keinen Spaß.

Auch der Austausch innerhalb der Familie erfährt ganz neue Impulse. Schließlich muss man sich klar äußern und dann einigen, was bleibt und was geht.

Mein letzter **Tipp: Genießen Sie das Ergebnis Ihrer Anstrengungen und schauen Sie nicht zurück.** – „Non, je ne regrette rien“, diese Édith-Piaf-Platte werde ich natürlich behalten.



4 Die meisten Spiele machen noch Spaß



5 8 meiner Paare gehen weg, 20 bleiben standhaft



7 Nichts geht übers Strümpfstopfen als meditative Pause. Der Pilz bleibt



6 Die Bänder der 17 VHS-Kassetten mit „Der Sendung mit der Maus“ dienen jetzt als Verpackungsmaterial für die Kristallgläser meiner Oma

Sharing Economy – das neue Wir-Gefühl

Teilen und tauschen liegen im Trend. Bei der jüngeren Generation ist Besitz inzwischen nicht mehr das Maß aller Dinge. Ein Beitrag von Susanna Bloß



Prof. Harald Heinrichs



Heiko Grunenberg

Weitere Infos unter:
http://pure.leuphana.de/ws/files/3881633/Heinrichs_Grunenberg_Sharing_Economy.pdf

KAUFEN. KAUFEN. KAUFEN. Meins ist meins – und nicht deins. Unsere Gesellschaft ist geprägt von Konsum. Immer mehr Produkte werden angehäuft, weggeschmissen und wieder angehäuft. Doch können wir dieses Verhalten angesichts schwindender Ressourcen überhaupt noch rechtfertigen? Wäre es nicht viel sinnvoller, Gegenstände gemeinschaftlich zu nutzen, vor allem die, die wir nur einmal oder selten brauchen?

TEILEN, TAUSCHEN, LEIHEN sind keine Erfindung der Neuzeit. Nachbarschaftshilfe, gemeinsames Gärtnern oder Mitfahrgelegenheiten sind Wirtschaftsformen, die sich lange zurückverfolgen lassen – nur nicht unter den heutigen Begriffen. Sharing Economy, die Ökonomie des Teilens, ist mittlerweile eine Bewegung, die weltweit immer mehr Anhänger findet. Dank des Internets ist jeder mit jedem vernetzt, und so können auch Fremde miteinander schnell und einfach ins Tauschgeschäft kommen. Teilen und tauschen wird massentauglich und schafft so in unserem vielfach individualisierten Leben ein neues Wir-Gefühl.

Großen Anteil an dem gemeinschaftlichen Erlebnis haben die sozialen Medien. „Die revolutionären Entwicklungen in den Kommunikationstechnologien und der dadurch mögliche digitale Austausch sind ein ganz wesentlicher Treiber für die Sharing Economy“, sagt Harald Heinrichs, Professor für Nachhaltigkeit und Politik an der Leuphana Universität: „Dadurch

werden viele alternative Besitz- und Konsumformen erst ermöglicht.“

Bücher, Werkzeug, Spielsachen, Lebensmittel, Wohnungen, Fahrräder, Autos – alles kann online geteilt, getauscht, gemietet oder auch einfach nur verschenkt werden. „Vor allem jüngere Konsumenten zeigen immer deutlicher ein anderes Nutzenverhalten“, hat Sozialwissenschaftler Heiko Grunenberg herausgefunden. „Eigentum ist ihnen nicht mehr so wichtig wie noch ihrer Elterngeneration. Vielen reicht es, auf etwas Zugriff zu haben, ohne es zu besitzen.“

Täglich entstehen neue Teil- und Tauschbörsen im Netz. Aber nicht nur Privatleute haben den Mehrwert der Sharing Economy erkannt: Zunehmende Verbreitung finden auch Konzepte professioneller Anbieter, hinter denen ökonomische Gewinninteressen stehen. „Viele machen Sharing Economy aus wirtschaftlichen Gründen – die einen, um Geld zu sparen, die anderen, um Geld zu verdienen“, sagt Grunenberg.

Noch sind nicht alle dem digitalen Teilen und Tauschen gegenüber aufgeschlossen. „Etwa 60 Prozent der deutschen Bevölkerung stehen der Sharing Economy distanziert gegenüber“, sagt Prof. Dr. Heinrichs. Doch er ist überzeugt: „Kollektiver Konsum ist kein Nischenthema mehr. Es ist davon auszugehen, dass sich die Ökonomie des Teilens weiterentwickeln wird.“

Ob die Mehrfach-Nutzung und Weiterverwendung von Gütern auch einen dauerhaft positiven Effekt für die Umwelt hat, lässt sich momentan nicht sagen. Kritiker der Sharing Economy sprechen beispielsweise nicht von einer Abnahme des Konsums, sondern lediglich von einer Umverteilung. Klar ist, dass teilen und tauschen nur im Lokalen ökologisch ist. Dann, wenn die Wege kurz sind und nicht mit dem Auto zurückgelegt werden. Auch Prof. Dr. Harald Heinrichs bleibt skeptisch: „Eine intelligentere Nutzung von Konsumgütern alleine wird nicht reichen, um das Problem des Ressourcenverbrauchs zu lösen.“

Hinweise und Adressen

— **Ankündigungen** von Flohmärkten (auch speziellere wie Kinder-Fahrzeughörse) und Tauschbörsen: „LZ“, „Lünepost“, „landeszeitung.de“, „Lüne Info“, „Ausblick“, „Minimax“, Aushänge, Auslagen, Gemeinde- und Stadtteilblätter.
— **Anlaufstellen:** www.zeughaus-lueneburg.de (Katzenstr. 3);

Sack & Pack über www.neue-arbeit-lueneburg.de (Vor dem Neuen Tore 35); Umsonstläden (bei der Uni Rotes Feld Rotenbleicher Weg 67 + St. Stephanus Passage 21 in Kaltenmoor).
Kleiderkammern (DRK) An den Reeperbahnen 1a + Caritas St. Stephans-Platz 1); www.willkommensinitiative.de;

www.herbergverein.de. Außerdem können Sie sich in Ihrem unmittelbaren Umfeld umschauen, das spart auch Sprit.
— **Professionelle Aufkäufer** finden Sie in Kleinanzeigen oder im Branchenbuch. Regional gehalten sind die „Kleinanzeigen“ bei Ebay.
— **Etiketten:** Heften Sie Erklärungen an besondere Gegenstände (z.B. Linkshänderschere,

Schwangerschaftsklamotten oder Hallen-, Bowlingschuhe) und ob Geräte noch funktionieren oder nur für Bastler sind.
— **Bastel- und Nähanregungen** z.B. auf www.weupcycle.com
— Wenn Sie **wegwerfen**, dann bitte richtig: Spielzeug und Nippes, das nicht mehr faucht, blinkt oder tutet, ist z.B. Elektroschrott, die Batterie muss entfernt werden. Hinweise unter www.gfa-lueneburg.de.

Die Zeit-Verschenker

Viele Menschen verschenken regelmäßig Zeit. Sie helfen, wo Hilfe gebraucht wird. **Ohne sie wäre eine zukunftsfähige Gesellschaft kaum denkbar.** Wir haben uns umgehört, wofür und warum sich Lüneburger und Lüneburgerinnen ehrenamtlich engagieren.

Ein Beitrag von Theresa Zimmermann



Petra Trinowitz

Sachbearbeiterin aus Amelinghausen: „Ich bin täglich ehrenamtlich aktiv, aber nicht in einer Institution. Mich treibt eine Berufung an, ich bin ein sehr hilfsbereiter Mensch und unterstütze beispielsweise meine Nachbarn. Wenn sich alles nur um Konsum dreht, geht das Menschliche unter.“

Lena Letmathe

Erzieherin in Lüneburg: „Ich helfe in der Bibliothek bei der Bücherausleihe. Anfangen hatte ich dort, als ich eine Zeit lang aus gesundheitlichen Gründen keiner bezahlten Arbeit nachgehen konnte. Ich arbeite nun wieder Teilzeit, aber weil mir die Bibliotheksarbeit Spaß macht, komme ich weiterhin drei Stunden in der Woche ehrenamtlich.“



Lucy Grimme

Sprachdozentin und AWO-Sozialdienst-Mitarbeiterin aus Scharnebeck: „Ich engagiere mich in der Kommunalpolitik als ehrenamtliche Vertreterin im Integrationsbeirat und im niedersächsischen Integrationsrat in Hannover. Außerdem helfe ich Spanisch sprechenden Menschen mit Übersetzungen. Viele kommen in die Stadt und wissen nicht, wo sie Hilfe bekommen oder Anträge stellen können. Ich finde ehrenamtliche Tätigkeiten unersetzlich, aber die Stadt darf nicht alle Aufgaben auf das Ehrenamt abschieben.“

(© Fotos: Theresa Zimmermann)



Max Willem Timm

Student aus Lüneburg: „Seit drei Jahren engagiere ich mich bei der Lünebohne für fair gehandelten Kaffee. Mit unserem Bildungsteam erkläre ich Schülern anhand von Schokolade, wo die Rohstoffe herkommen und wie die Arbeitsbedingungen in den Herkunftsländern verbessert werden können. Mir macht das Spaß und ich versuche, die Welt ein Stückchen besser zu machen.“



Ronny Villmow

Rettungsassistent aus Reppenstedt: „Ich arbeite als Rettungsassistent beim Deutschen Roten Kreuz und bin ehrenamtlicher Erste-Hilfe-Ausbilder. Wir geben Kurse in Betrieben oder Schulen und bilden auch Lehrer und Erzieher aus. Mit meinen Kursen will ich den Menschen die Angst davor nehmen, anderen zu helfen. Momentan sind wir leider nur zu dritt und suchen dringend Verstärkung.“

Thilo Clavin

Frührentner in Lüneburg: „Ich bin ehrenamtlicher Mitarbeiter beim Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland (BUND), Regionalverband Elbe-Heide. Wir versuchen die Natur zu retten, wo immer sie gefährdet ist und geben zum Beispiel Stellungnahmen ab. Weil wir keine Angestellten bei der Stadt oder in Großunternehmen sind, sind wir unabhängiger und können den Mund aufmachen.“



Amélie

Studentin aus Lüneburg: „Ich fahre regelmäßig mit auf Konfirmandenfreizeiten und betreue dort die Jugendlichen. Es macht mir total viel Spaß, wenn ich merke, dass die Kinder Freude daran haben. Derzeit lasse ich dafür sogar die Uni sausen.“



Mark Block-Wodaeye

Architekturfotograf in Lüneburg mit Emma: „Ich war Rettungshundeführer in Hamburg. Meine Hündin Emma und ich haben zusammen vermisste Senioren aufgefunden oder Kinder, die sich beim Spielen verirrt haben. Nun ist Emma zu alt für Rettungseinsätze. Deshalb suchen wir nach einer neuen sinnvollen Beschäftigung.“

Anleitung zum Andersmachen

FrISCHE Ideen zum Ressourcensparen

Von Kerstin Schnatz

1. CRADLE-TO-CRADLE (C2C):

Bei C2C (zu Deutsch: Von der Wiege zur Wiege) sollen alle Waren zu 100 % in einem dauerhaften technischen Kreislauf wiederverwendet oder dem biologischen Kreislauf wieder zugeführt werden. Hunderte C2C-Produkte sind bereits erhältlich, zum Beispiel kompostierbare Turnschuhe. Der C2C-Verein veranstaltet Seminare und Informationsabende.
www.c2c-verein.de

2. LEBENSMITTELRETTER:

In Deutschland landet die Hälfte der produzierten Lebensmittel auf dem Müll: Aktivisten wollen das ändern. Beim Containern „befreien“ sie genießbare Lebensmittel aus den Supermarktmülltonnen. Eine rechtliche Grauzone, denn der Inhalt der Tonnen ist Eigentum der Märkte. Die Lebensmittelretter setzen auf Absprachen mit Märkten oder Bäckern:
www.lebensmittelretter-lueneburg.de

Selbermachen, teilen und wiederverwenden wird gerade wiederentdeckt. Unsere Anleitung zum Andersmachen gibt Tipps zum Sparen – ganz ohne Verzicht.

3. Unter dem Stichwort **DEGROWTH** (zu Deutsch: Wachstumsrücknahme) wird ein Rückgang von Konsum und Produktion gefordert. Die Ziele: die Umwelt zu schonen und dem Einzelnen mehr Zeit für Freunde und Familie zu geben.

Die internationale Degrowth Konferenz findet vom 2. bis zum 6. September 2014 erstmalig in Deutschland statt: www.leipzig.degrowth.oth/de/

4. UPCYCLING – Designer fertigen Schmuck aus Dosen, Handtaschen aus Reifen oder Möbel aus Dachbalken: Beim Upcycling entstehen aus Abfällen neue Produkte, deren Wert höher ist als der der Ausgangsmaterialien. Kurse zum Upcycling alter Kleidung gibt es an der VHS Lüneburg: www.vhs.lueneburg.de

5. Bei der **SOLIDARISCHEN LANDWIRTSCHAFT** bestimmen die Kunden, welches Gemüse ihr Landwirt anpflanzt. Für einen festen Betrag erhält man wöchentlich einen Anteil an der Ernte direkt nach Hause geliefert – Mitarbeit auf den Feldern ist erwünscht. Dieses System spart Transportwege und Verpackungsmüll. Für Lüneburg gibt es den Hof Tangsehl in Nahrendorf: www.tangsehl.de

$$\frac{1}{2} + \frac{1}{2} = 1$$



Eine Handyreparatur ist Millimeterarbeit

Repair Café statt Deponie

Immer mehr Kunden ärgern sich, dass ihre Geräte schneller kaputtgehen. Was aber tun? Selbst reparieren in Lüneburgs erstem Repair Café!

Von Anja Humburg und Jacques Kommer

EIN TYPISCHER FALL – kaum ist die Garantie abgelaufen, zeigt das Gerät erste Macken. So ging es auch Marco Vonnahme. Sein Drucker ratterte, geriet ins Stottern und schließlich blieb das Papier im Einzug stecken. Ab auf die Müllhalde? „Viel zu schade!“, dachte sich der Lüneburger VWL-Student und griff selbst zum Schraubenzieher. Zusammen mit seinen Kommilitonen Moritz Heil und Oliver Hübner gründete er vor knapp einem Jahr das erste Lüneburger Repair Café. Seither lädt das Trio alle Interessierten zweimonatlich ein, um gemeinsam defekte Geräte zu reparieren.

REPARIEREN IST ANGESAGT.

In immer mehr Städten eröffnen Repair Cafés – Orte, an denen man mithilfe von Elektrikern, Schneidern, Tischlern und Fahrradmechanikern kaputte Dinge des Alltags instand setzen kann. Kosten entstehen nur für Ersatzteile, die Experten arbeiten ehrenamtlich. Wer mag, kann für Raummiete und Werkzeug etwas spenden.

Das Konzept stammt aus den Niederlanden: Im Oktober 2009 eröffnete die Journalistin Martine Postma das erste Repair Café in Amsterdam. Postmas Idee verbreitete sich schnell. Inzwischen gibt es über 400 Repair Cafés weltweit, die regelmäßig, zumeist alle paar Wochen, ein Treffen anbieten. Neugründer werden von der Repair Café Foundation unterstützt. Allein in Deutschland gibt es über 50 etablierte Repair Cafés, die das Logo der

holländischen Stiftung nutzen. Andere nennen sich Reparatur-Treff oder Reparaturkaffee oder so ähnlich; etliche weitere sind in Planung.

Marco Vonnahme hatte schon positive Erfahrungen in der Fahrradselbsthilfwerkstatt KonRad gemacht, wo er neben dem Studium jobbt. „Warum sollte das, was wir bei KonRad seit vielen Jahren machen, nicht auch mit Elektronik oder Haushaltsgeräten funktionieren?“, fragte er sich. Ein Fahrrad schmeiße ja auch niemand weg, nur weil es einen Platten habe.

DAS ERSTE LÜNEBURGER REPARATURCAFÉ

Der Raum, in dem das erste Lüneburger Repair Café bislang stattfindet, gleicht den zig anderen Seminarräumen der Uni. Getünchte Wände, Stühle reihen sich aneinander. Doch statt Büchern, Tablets und College-Blöcken liegen ein Kasten mit Schraubenzieheraufsätzen, ein Lötkolben und ein Multimeter auf den Tischen. Das Werkzeug haben die Tüftler von zu Hause mitgebracht. Ein duftender Kuchen sorgt für gute Stimmung. Eine Hand voll Studenten ist gekommen und sitzt vor einem kaputten Wasserkocher und einem flackernden Laptop.

Doch Bildschirme, Ladegeräte oder Lampen zu reparieren, erfordert einiges Know-how – und das können die drei Initiatoren des Cafés inzwischen bieten. Der 24-jährige Vonnahme öffnet sachte das Gehäuse eines



© Foto: Andreas Tanne

01

CHECKLISTE: MURKS-GERÄTE VERMEIDEN!

- Geräte mit fair gehandelten und umweltfreundlich hergestellten Teilen wählen. Beim Kauf von Smartphones auf das Label TCO Certified Smartphones achten.
- Das Gehäuse des Geräts sollte verschraubt sein, nicht verklebt oder verklebt. Dann lässt es sich später leichter öffnen.
- Hält der Hersteller Ersatzteile für defekte Geräte bereit? Schon beim Kauf nachfragen.
- Händler wählen, die einen Reparaturservice anbieten.
- Nach gebrauchten Geräten Ausschau halten. Oft bieten Gebrauchthändler eine Garantieverlängerung von einem Jahr an.

Weitere Informationen:
www.murks-nein-danke.de, www.offene-werkstaetten.de

Druckers und bringt mit ein paar Handgriffen und viel Feingefühl den Papiereinzug zum Laufen.

Ein Wackelkontakt oder ein Spannungsproblem seien schnell behoben, doch für die komplexeren Fälle fehle es noch an professioneller Ausstattung. „Nicht jedes Gerät lässt sich so leicht reparieren“, sagt er. Bei einer Digitalkamera und einem Netzteil sei er nicht so erfolgreich gewesen, erzählt der Student. „Wenn das Gehäuse verklebt ist, kommt man oft gar nicht an den Verursacher des Problems, ohne etwas abzuberechen.“

Wer etwas von Zuhause mitbringt und selbst nicht so recht weiß, wie es zu reparieren ist, dem stehen die anderen Bastler mit Rat und Tat zur Seite. Sie begutachten die Geräte gemeinsam und suchen dann nach einer Lösung.

REPARIEREN SCHONT DEN GELDBEUTEL

Reparieren spart nicht nur wertvolle Rohstoffe, sondern oft auch bares Geld. „Nach fünf Jahren ging mein Monitor kaputt. Nachdem ich den Kondensator ausgetauscht hatte, hielt er noch weitere 15 Jahre“, erinnert sich Fred-Jürgen Hullerum an eine seiner ersten Reparaturen. Der Lüneburger Rechtsanwalt repariert seit den 1980er-Jahren in seiner Freizeit Computer, Radios, Gitarren und

© Foto: dpa



02

Tontechnik. Gerade bei kleineren Defekten lohne sich die Reparatur. „Übermäßiger Energieverbrauch ist der einzige Grund, etwas wegzuschmeißen“, meint Hullerum. Doch die Wirklichkeit sieht anders aus: „Kaum jemand bietet hier in der Stadt noch Kleinreparaturen an“, beklagt sich der technikversierte Anwalt.

Was bei Autos noch als selbstverständlich gilt, ist bei den meisten anderen Dingen anscheinend aus der Mode gekommen: das Reparieren. In Deutschland werden jedes Jahr Unmengen Gebrauchsgegenstände weggeworfen (siehe Kasten S. 12 „Altgeräte auf Abwegen“) – auch Dinge, an denen eigentlich nicht viel kaputt ist. Die Reparatur beim Fachhändler ist oft teurer als das Neugerät oder es gibt keine Ersatzteile mehr. Manches ist gar nicht defekt, sondern nur einfach nicht mehr „in“. Mode macht auch aus der Elektronikbranche ein schnelllebiges Geschäft.

GEPLANTER VERSCHLEISS?

Manche glauben sogar, dass viele Produkte absichtlich so konstruiert werden, dass sie schnell kaputtgehen. Die Wirtschaft zwingt uns dazu, Dinge in immer kürzeren Abständen neu zu kaufen. Das ökologische Desaster dieser Wegwerfproduktion werde dabei wortwörtlich „in Kauf“ genommen.

Tatsächlich gibt es Produkte, die für diese Theorie sprechen: Für Tintenstrahldrucker zum Beispiel ist bekannt, dass in vielen Modellen ein elektronischer Tropfenzähler eingebaut ist. Der Drucker stellt nach einer voreingestellten Anzahl von Ausdrucken automatisch den Dienst ein.

Auch Energiesparlampen könnten 6000 bis 8000 Stunden halten, meint Christian Kreiß, Professor für Finanzierung und Wirtschaftspolitik an der Hochschule Aalen: „Trotzdem gehen sie oft schon nach weniger als 3100 Stunden kaputt.“ Dass sie, wie vom Hersteller

behauptet, sechs- bis achtmal so lange halten wie herkömmliche Glühbirnen, sei zwar richtig – allerdings nur, weil auch die Lebensdauer der Glühlampe von den Herstellern reduziert wurde.

In der Fachsprache heißt diese bewusste Reduktion: geplante Obsoleszenz. Diese Geschäftsidee soll in den 1920er-Jahren geboren worden sein. Damals einigten sich angeblich die führenden Hersteller von Glühbirnen – das sogenannte Phoebus-Kartell – darauf, die Lebensdauer der Glühfäden in ihren Birnen zu verkürzen, um den Absatz künstlich hochzutreiben.

Doch nicht alle unterstützen die These von der geplanten Obsoleszenz. Die Stiftung Warentest hat bei ihren Tests bislang keine Anhaltspunkte dafür gefunden. Auch Randolph Hanke vom Fraunhofer-Institut für Integrierte Schaltungen IIS in Erlangen argumentiert, dass es bei einigen Geräten zwar Schwachstellen gebe, allerdings nur, weil für sie keine bezahlbare Alternative da sei. Kabelverbindungen zwischen Gerät und Bildschirm eines Laptops, die bei jedem Aufklappen stark belastet werden, seien da ein Beispiel. Dort arbeite man an besseren Materialien. – Was und wem soll der Verbraucher glauben?

QUALITÄT RECHNET SICH LANGFRISTIG

„Heute wehren sich immer mehr Kunden gegen die Strategie der Sollbruchstellen“, sagt Stefan Schridde. Der Berliner Betriebswirt ist einer der bekanntesten Kämpfer gegen die geplante Obsoleszenz. Er betreibt eine Internetseite (www.murks-nein-danke.de), auf der man rauchende Toaster und andere defekte Produkte melden kann. Die Idee zu der Seite kam ihm, nachdem er die arte-Dokumentation „Kaufen für die Müllhalde“ im Fernsehen gesehen hatte. Schridde war fassungslos, als er sah, dass der dadurch zusätzlich erzeugte



© Foto: Svea Blieffert

03



© Foto: dpa

04

Elektroschrott zum „Recyclen“ nach Afrika verschifft wird. Er beschloss, selbst etwas zu unternehmen. Heute hat seine Website knapp 19.000 Facebook-Fans.

Das vorzeitige Altern der Geräte schürt Unmut unter den Verbrauchern. Den bekommt auch Lüneburgs Fachhandel zu spüren: „Immer mehr Kunden beschwerten sich bei uns, dass die Produkte so schnell kaputtgehen“, sagt Anja Basner, die seit 1994 im Verkauf von Electro Käufer am Clamartpark arbeitet. „Markengeräte haben früher 15 bis 20 Jahre gehalten. Heute überdauert keins länger als acht oder zehn Jahre“, sagt sie. Der Einzelhandel könne nicht mehr tun, als den Ärger an den Hersteller weiterzugeben, denn der sei in der Verantwortung.

Längere Haltbarkeit bedeutet manchmal einen deutlich höheren Preis. Das lohnt sich wiederum nur bei teuren Qualitätsgeräten. Umstritten ist also, welche Verantwortung der Kunde trägt, der oft nicht bereit ist, für bessere Qualität mehr zu zahlen. Schridde sieht dennoch in erster Linie die Industrie in der Pflicht, anders zu produzieren, und kämpft dafür an drei Fronten gleichzeitig: Er ist im Gespräch mit Bundestagsabgeordneten verschiedener Fraktionen, verhandelt mit dem Chefproduktentwickler von Siemens und gibt Fernseh- und Radiointerviews. Trotzdem – getan hat sich bislang wenig: Das erhoffte Versprechen der Industrie, Produkte nachhaltiger zu konzipieren, blieb aus.

Einen weiteren Ansatz gibt es jedoch: Das Gütesiegel HTV-Life ist das erste Label in Deutschland gegen geplante Obsoleszenz. Vergeben wird es vom Testinstitut HTV in Bensheim. Das kommerzielle Unternehmen betont, die zertifizierten Telefone und Receiver seien nicht teurer als vergleichbare Geräte ohne Prüfsiegel.

PROFESSIONELLE HILFE

Wer selbst keine Zeit zum Reparieren hat, kann sich über die steigende Zahl professioneller Anbieter für Reparaturen freuen. Die Internetplattform mein-macher.de bietet bundesweit einen Suchservice für Reparaturen verschiedenster Geräte, vom Akku-bohrer über die Espressomaschine bis zum Ventilator – auch für Lüneburg.

„Handys zu reparieren, ist ein Geschäftsmodell, das sich lohnt“, sagt Collin Scholl. Der Elektrotechniker arbeitet in der Werkstatt von Lüneburgs Handydoktor Bilotech an der Reichenbachbrücke. Seit 2011 werden hier zersplitterte Displays von Smartphones ausgetauscht, Platinen gelötet oder Ladegeräte erneuert.

Hinter der Verkaufsfäche verbirgt sich eine hochspezialisierte Werkstatt, ausgestattet



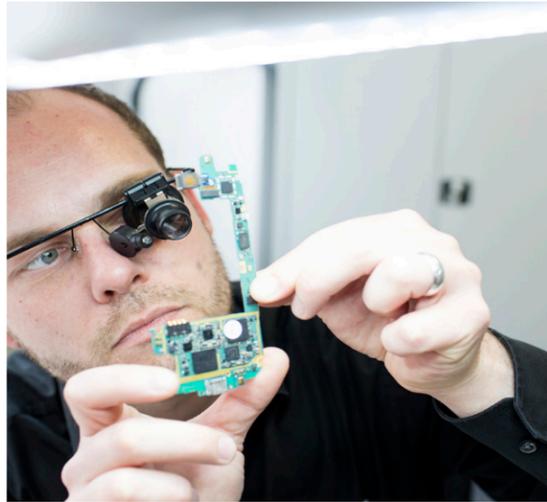
© Foto: privat

05

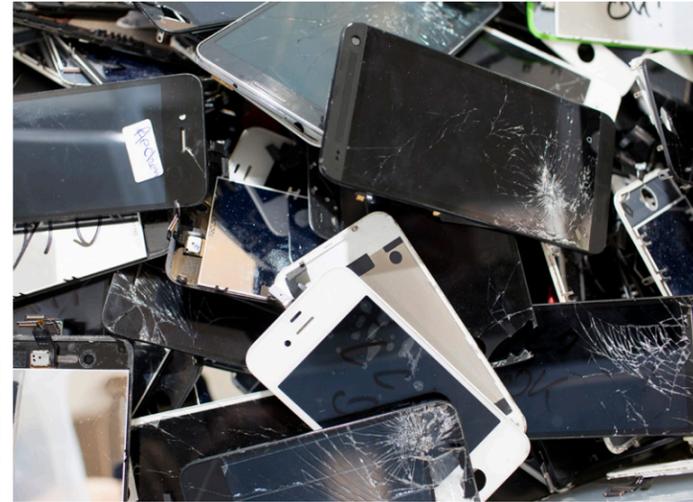
- 01 Marco Vonnahme repariert in der Fahrradwerkstatt KonRad
- 02 Auf der Deponie
- 03 Repair Café in Lüneburg
- 04 Sperrmüll?
- 05 Rechtsanwalt Fred-Jürgen Hullerum plant ein Repair Café

NÄCHSTER TERMIN: REPAIR CAFÉ

Das nächste Repair Café findet am 1.6.14 um 15.00 Uhr im „Mondmann“, Lünertorstraße 20, in Lüneburg statt. Mehr Infos unter: repaircafelueneburg@cloudmail.de



© Fotos: Andreas Tammé



02

- 01 Elektrotechniker
Colin Scholl repariert
ein Handy

- 02 Wertvolle Ressourcen

mit Antistatikkissen, Heißluftfön, Bürstchen, Wärmeleitpaste, Zangen und Mikrofaser-tüchern. Die Arbeit der Handyärzte erinnert an die eines Uhrmachers, der mit größter Vorsicht unter der Lupe die Defekte ortet. Scholl und seine fünf Kollegen sitzen an ihren Werkbänken und haben gut zu tun: 20 bis 30 Handys repariert allein Bilotech am Tag. Seine Kunden zahlen im Schnitt etwa 100 Euro für eine Reparatur.

Auch Mitbewerber iPassions an der Neuen Sülze kann sich nicht beklagen. Die große Nachfrage zeigt, dass sich das Bewusstsein langsam wandelt: Nicht immer muss gleich ein neues Gerät her, sobald das alte eine Macke hat.

REPARIEREN UND VORBEUGEN

Regelmäßige Öffnungszeiten gibt es bei Vonnahmes Repair Café noch nicht. Doch

anders als bei den kommerziellen Anbietern, geht es bei den Repair Cafés nicht darum Geld zu verdienen, sondern alltagstaugliches Reparaturwissen zu vermitteln und den Umgang mit den Produkten zu verändern. Künftig bietet das Repair Café auch Kurse an, um die Langlebigkeit technischer Geräte zu fördern, noch bevor sie kaputtgehen. „Wer weiß, wie man einen Lüfter reinigt, der kann das einmal pro Jahr machen und vermeidet, dass der Laptop heiß läuft“, erläutert Vonnahme.

Bald soll nicht mehr nur auf dem Campus repariert werden. Rechtsanwalt Hullerum möchte ein öffentliches Repair Café mitten in der Stadt zwischen am Sande und Rathaus schaffen. Dort soll gegen einen Kostenbeitrag gemeinsam repariert und voneinander gelernt werden können. Noch ist Hullerum auf der Suche nach Unterstützern. Seine Ziele: Hilfe zur Selbsthilfe und weniger Müll.

ELEKTROSCHROTTPROBLEM: ALTGERÄTE AUF ABWEGEN

Ob Elektronik, Haushaltsgeräte oder Gartenwerkzeuge, die Lebensdauer vieler Dinge wird immer kürzer. Allein in Deutschland liegen 83 Millionen alte oder kaputte Handys in den Haushalten herum. 2013 landeten auf dem Lüneburger Schrottplatz 852 Tonnen Elektroschrott – ungefähr 60 Lkw-Ladungen.

Die Mitarbeiter der GFA haben alle Hände voll zu tun, um die Geräte sachgemäß zu entsorgen. Die oft wertvollen Metalle wie Gold, Platin oder Kupfer – eine Tonne Kupfer kostet zum Beispiel bis zu 7000 Euro – enthalten. Diese Bestandteile teilen sich meist den Platz mit Giftstoffen wie Flammschutzmittel oder Schwermetalle, was ihre Entsorgung gefährlich macht.

Längst sind nicht mehr nur professionelle Unternehmen und die kommunalen Sammelstellen am Werk. „Wir bekommen immer wieder Anfragen aus dubiosen Quellen, die an unserem Müll interessiert sind“, erklärt GFA-Bereichsleiter Erich Tegtmeyer. Während die illegalen Müllhändler bei den kommunalen Einrichtungen abgewimmelt werden, werden sie auf Flohmärkten, beim Sperrmüll oder bei Ebay fündig. Ihre Beute verschiffen sie in Hamburg und Rotterdam in Schwellen- und Entwicklungsländer, wo die gewinnbringenden Bestandteile ohne Rücksicht auf die Gesundheit der Arbeiter und die Umwelt aus den Geräten geholt werden.

Zwar verbietet das sogenannte Baseler Abkommen den Handel mit Elektroschrott, doch die Abfälle werden stattdessen als wiederverwendbar deklariert. „75 bis 80 Prozent der Geräte, die in Ländern wie Ghana oder Nigeria ankommen, können aber nicht weiterverwendet werden“, berichtet die Nichtregierungsorganisation Germanwatch. „Laut Zollstatistik exportiert Deutschland circa 150.000 Tonnen Gebrauchsgüter und keine einzige Tonne Elektroschrott.“



Die Kultur der Reparatur

Prof. Dr. Wolfgang M. Heckl ist Physikprofessor und Generaldirektor des Deutschen Museums in München. In seinem Buch „Die Kultur der Reparatur“ beschreibt er, warum Repair Cafés die Welt verbessern können. Von Jacques Kommer

© Foto: privat
Prof. Dr. Wolfgang M. Heckl

LITERATURTIPP

Wolfgang M. Heckl: **Die Kultur der Reparatur.**
Erschienen im Verlag Carl Hanser, München 2013.

Wie kam es, dass Sie beim Thema Reparatur persönlich Feuer gefangen haben?

Ich wollte schon als Fünfjähriger wissen, was hinter den Dingen steckt und habe das Familienradio zerlegt – allerdings konnte ich es nicht wieder zusammenbauen. Aber meine Eltern waren wider Erwarten nicht böse, sondern sagten: „Aus dem Buben wird mal was, der will verstehen, wie die Dinge funktionieren.“ Dieses Motto hat mich ein Leben lang begleitet.

In meiner Schulzeit war ich ein großer Sammler alter Radioapparate und Plattenspieler und natürlich gab es immer etwas zu reparieren.

Was ist die Botschaft Ihres Buchs?

Reparieren macht glücklich. Die Wegwerfgesellschaft ist nur ein kurzer Fehltritt in der Menschheitsgeschichte! Wenn wir selbst aktiv werden, können wir uns und der Erde eine bessere Zukunft ermöglichen.

Früher war das Reparieren von Dingen ja noch selbstverständlich ...

Ja, mein Urgroßvater hat noch einzelne Nägel geschmiedet. Wenn eine alte Scheune abgerissen wurde, wurden die Nägel ausgerissen und wieder gerade gebogen. Nägel waren rare Ressourcen damals, nicht so wie heute.

Früher ist man pfleglicher mit den Dingen umgegangen. Ich trage zum Beispiel immer noch den Anzug meines Großvaters aus den 1920-er-Jahren und freue mich daran, wiewenig der Anzug mittlerweile bestimmt schon dreimal umgearbeitet wurde. Heute sind die Rohstoffe zwar auch begrenzt, aber gleichzeitig leben viele im vermeintlichen Überfluss.

Trotzdem fangen wieder mehr Menschen an, Dinge zu reparieren. Woher kommt dieser Trend?

Man könnte sagen, da ist was aus dem Gleichgewicht geraten. Und das spüren die Leute. Der kurzfristige Profit ist oft wichtiger als der volkswirtschaftliche Nutzen. Auch die durch die industrielle Revolution

im Zusammenhang mit der Globalisierung entstandene Entfremdung und der Verlust an Achtsamkeit gegenüber den Dingen, die uns im Alltag begleiten, stört viele. Mein Schuster zum Beispiel hat vorher bei Mr. Minit gearbeitet. Da hat ihm der Kontakt mit den Kunden, die tägliche Plauderei gefehlt.

Was sind die Vorteile vom Reparieren?

Wenn man etwas repariert hat, löst das ein Glücksgefühl aus, das ist ein Erfolgserlebnis, selbst wenn man es nicht immer schafft, bleibt doch der Erkenntnisgewinn. Zufriedenheit stellt sich ebenso ein, wenn man im Repair Café mit anderen Menschen einen schönen Nachmittag verbracht hat. Es geht darum, wieder ein soziales Miteinander herzustellen, das inzwischen vielerorts fast verloren gegangen ist. Das ist nicht nur was für Öko-Freaks und Weltretter.

Traditionelle Reparaturbetriebe scheinen trotzdem seltener geworden zu sein ...

Ja, aber auch da gibt es eine Gegenbewegung: Die Schumacher sterben zum Beispiel seit circa zwanzig Jahren aus. Bei uns hat aber gerade ein neuer aufgemacht und die Leute stehen Schlange.

Es eröffnen auch immer mehr nicht markengebundene Computer-Reparaturshops oder Werkstätten, die hochwertige Kaffeemaschinen reparieren, ganz zu schweigen von den vielen sozialen Projekten, die sich die Reparatur auf die Fahnen geschrieben haben. Auch Neueröffnungen hochwertiger Schuhmanufakturen mit Reparaturservice fallen mir in letzter Zeit auf.

Wie wird sich dieser Trend weiterentwickeln?

Die Politik wird den Trend aufgreifen, es wird zu Gesetzesinitiativen kommen, zum Beispiel in der Normung, wie jetzt auf EU-Ebene im Hinblick auf einheitliche Handyladegeräte oder auf mehr forschungspolitische und wirtschaftliche Unterstützung von nachhaltigerem Produktdesign, aber auch im Hinblick auf Recycling. Neue Geschäftsmodelle werden entstehen. Auch in der Industrieproduktion – Stichwort Industrie 4.0 – und im Bereich Wartung werden sich große Chancen für die heimische Wirtschaft eröffnen.

Das ist doch Müll

Ein Leben ohne Abfälle ist unmöglich. Doch genau hinschauen mag kaum jemand.

Wir tun es.

Von Elke Gersmann



... muss die „Müllpolizei“ durchschnittlich pro Jahr in und um Lüneburg ausrücken, um illegal entsorgten Abfall aus Wäldern, Gebüsch und vom Straßenrand einzusammeln. Besonders häufig finden die Mitarbeiter der GFA Lüneburg Ziegel, Holz oder Dachpappe von Häuslebauern und Gartenhauskonstrukteuren, aber auch Sofas und Gelbe Säcke.

Quelle: GFA Lüneburg

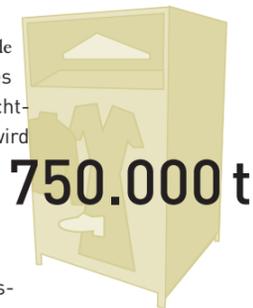


...verbrauchten die Lüneburger in Stadt und Land statistisch im Jahr 2012 – **115 Stück pro Kopf**. Zwei Drittel sind feste Einkaufstüten. Sie enden häufig als Müllbeutel und werden in der Deponie verbrannt, statt durch Recycling ein zweites Leben zu haben. Das übrige Drittel sind leichte **Einwegtüten**, die vor allem für Obst und Gemüse verwendet werden. **Durchschnittliche Gebrauchsdauer: 20 Minuten**. Dauer des vollständigen Abbaus in der Natur: **nie**.

Quellen: Gesellschaft für Verpackungsmarktforschung, Umweltbundesamt, Hansestadt und Landkreis Lüneburg

Jedes Jahr werden in Deutschland rund 750.000 Tonnen Altkleider gesammelt – „eine Lkw-Schlange von Kiel bis München gefüllt mit Kleiderbeuteln.“ Quelle: fairwertung.de Die Secondhand-Kleider landen in der Kleiderkammer des Deutschen Roten Kreuzes (DRK), der Überschuss und Nicht-direkt-Weitertragbares geht in die Textilverwertung und wird da zu Malervlies und Putzlappen.

In Afrika oder Asien kommen die Altkleider längst nicht immer nur bei den Bedürftigen an: Für viele Großhändler sind die Gebrauchstextilien ein lukratives Geschäft (siehe S. 22) – genau hinschauen, wohin der alte Lieblingspulli geht, lohnt sich also! Quelle: DRK



... Abfälle im Jahr 2013 in Lüneburg insgesamt



Trotz der landesweit gestiegenen Verwertungsquoten können wir uns beim Thema Müll nicht zurücklehnen: **Mit 611 kg pro Kopf** liegt Deutschland deutlich über dem europäischen Durchschnitt von 492 kg.

Quellen: GFA Lüneburg, Statistisches Bundesamt



... hat der regionale Entsorger GFA aufgestellt.

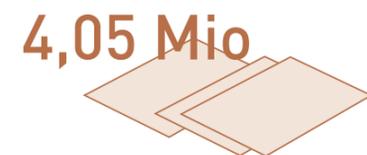
Und es wird fleißig gesammelt: In der Stadt kamen im Jahr 2013 pro Einwohner durchschnittlich 105 kg Kartoffelschalen, Gemüsereste und Kaffeefilter zusammen. Im Landkreis waren es nur knapp 26 kg – hier wird wohl eher der eigene Komposthaufen gefüttert. Zusammen mit den Grünabfällen wurden daraus rund 10.000 t wertvoller Kompost, der auch in der Landwirtschaft die Böden wieder anreichert.

Quelle: GFA Lüneburg

Papierverbrauch pro Kopf	Indien	9 kg
	China	69 kg
	Frankreich	152 kg
	Deutschland	244 kg

Der Papierverbrauch der Deutschen steigt von Jahr zu Jahr – er ist ungefähr so hoch wie in Lateinamerika und Afrika zusammen. Daran haben auch Internet und E-Mails nichts geändert.

Gleichzeitig wird fleißig Altpapier gesammelt: 16.112 Tonnen kamen im letzten Jahr in und um Lüneburg zusammen. Doch auch das entlastet die Wälder nicht – denn das wird ebenfalls vom steigenden Verbrauch kompensiert: **Allein 4,05 Mio. Drucke und Kopien** kamen 2013 an den Kopierern der Leuphana zusammen.



Quellen: Forum Ökologie & Papier, GFA Lüneburg, Umweltbundesamt, Leuphana Universität Lüneburg



(c) Fotos: Marie Busch / Leuphana

Tschüss Pappbecher!

Keep Cup gegen den Campus-Müll: Vor knapp zwei Jahren wurde der Mehrwegbecher eingeführt, inzwischen besitzt ihn schon jeder sechste Leuphana-Student.

Ein Modell zum Nachahmen. Von Anja Achenbach

VOR 15 JAHREN SCHWAPPTE die Coffee-to-go-Welle aus den USA zu uns nach Europa. Ein Trend, der uns seitdem jährlich über sechs Milliarden Pappbecher Abfall allein in Deutschland beschert. Ein gigantischer Müllberg. Allein auf dem Leuphana-Campus werden im Semester wöchentlich rund 3000 Einwegbecher weggeworfen.

Dabei gibt es längst eine Alternative: Seit knapp zwei Jahren können Studenten und Hochschulmitarbeiter für acht Euro den „Keep Cup“ erwerben, einen robusten Mehrweg-Warmhalte-Becher aus

Polypropylen, einem lebensmittelechten Kunststoff, der keine Weichmacher enthält. Studenten der Umweltwissenschaften haben den Becher selbst entwickelt. Im Gegensatz zu den meisten Einwegbechern, deren Beschichtung und Plastikdeckel oft nicht biologisch abbaubar sind, ist der Keep Cup ohne Rückstände recycelbar.

FSJ-Hochschulmitarbeiterin Eliza Meier kümmert sich um den Verkauf der Merchandising-Artikel. Sie sagt: „Der Keep Cup verkauft sich am allerbesten. Jeder braucht mal so einen Becher.“

Inzwischen haben über 1.300 Stück einen Abnehmer gefunden. Das heißt ganz konkret: 3,5 Tonnen Papier- und 166 Kilo Plastikabfall werden pro Jahr vermieden, wenn die Keep Cups täglich zum Einsatz kommen.

DER ERFOLG IST AUSBAUFÄHIG: Mehrwegbecher-Modelle gibt es auch viele andere. Selbst die Kaffeeketten, die den To-go-Kaffee einst auf den Markt brachten, bieten inzwischen welche an. Letztlich ist die gute alte Thermoskanne weitaus klimaverträglicher als jeder Einwegbecher.



Zukunft ohne Öl

01

Leben ohne Erdöl. **Was wie ein Science-Fiction-Film klingt**, wird schon längst in Politik und Wissenschaft diskutiert. Aber wie ist Lüneburg auf das postfossile Zeitalter vorbereitet? Die Zukunft der Region hängt nicht nur am Öl.

Von Sandra Kirchner und Christian Vock

WIR ALLE TUN ES. Jeden Tag. Wir tun es, wenn wir morgens im Bad die Haare waschen. Wenn wir uns anziehen. Wenn wir zur Arbeit fahren. Wenn wir einkaufen, wenn wir essen, wenn wir bezahlen, wenn wir Musik hören, ja sogar, wenn wir krank sind. Wir alle nutzen Erdöl. Rohöl, beziehungsweise dessen Bestandteile, stecken überall in unserem Leben. Im Shampoo, in Kleidern, im Tank unserer Autos, in der Plastikverpackung, im Kühlschrank, in der Kreditkarte, in CDs, in Tabletten, im Computer, in der Wandfarbe – die Liste könnte man fast endlos fortführen.

Ob in Hochgeschwindigkeitsmetropolen wie New York oder im beschaulichen Lüneburg: Die Bequemlichkeit unseres modernen



© Fotos: dpa

02

Lebens hängt in hohem Maß vom Öl ab. Was also, wenn dieser Schmierstoff des Lebens zur Neige ginge? Bereits seit Jahrzehnten wird über ein Szenario diskutiert, das als Peak Oil bekannt ist. Gemeint ist damit das globale Ölfördermaximum, also der Zeitpunkt, an dem die Förderquote aller erschlossenen Ölfelder der Erde ihren Höhepunkt erreicht hat. Prognosen darüber, wie lange die weltweiten Öl- und Gasvorkommen bei gegenwärtigem Verbrauch noch reichen werden, schwanken von 40 Jahre bis zum Ende dieses Jahrhunderts. Nach einem Szenario der International Energy Agency etwa wäre bis 2035 knapp die Hälfte der heute ausgewiesenen Erdölreserven verbraucht.

PEAK OIL WIRD TEUER

Doch spielt der genaue Zeitpunkt überhaupt die entscheidende Rolle? Fakt ist, dass Erdöl eine endliche Ressource ist. Bleibt die Nach-



03

frage so, wie sie ist, wird Öl also irgendwann knapp werden und der Aufwand, es zu fördern, immer größer. Laut Norbert Rost wird es dann vor allem eines: teuer. Der Dresdner leitet ein Büro für postfossile Regionalentwicklung und betreibt das Informationsportal peak-oil.com.

Wenn das Öl knapper wird, so Rost, werden aufgrund der Abhängigkeiten und des Preisanstiegs natürlich besonders die Anbieter profitieren. Doch: „Im Großen und Ganzen sind die Strukturen in ganz Deutschland eher schlecht auf Peak Oil vorbereitet“, sagt Rost. „Die meisten Unternehmen scheinen sich nicht mit dem Thema Ölfördermaximum und dessen Folgen zu beschäftigen.“ Lokal könne das aber variieren.

LÜNEBURG – BEREIT FÜR DIE ZUKUNFT?

Wie sieht es also für Lüneburg aus? Wie gut sind Stadt, Land und Unternehmen auf das postfossile Zeitalter vorbereitet?

Um zukunftsfähig zu sein, verfolgt man in der Region verschiedene Ansätze: 2008 haben Stadt und Landkreis eine Klimaschutzleitstelle ins Leben gerufen, um aus Lüneburg eine 100-Prozent-Erneuerbare-Energien-Region zu machen. Diese initiierte ein kostenloses Pendlerportal, über das Berufspendler im Landkreis Lüneburg Fahrgemeinschaften bilden und damit Benzin sparen können.

Für Unternehmen bietet der Landkreis das Umweltberatungsprogramm Ökoprofit an, mit dessen Hilfe kleinere und mittelständische Unternehmen und Einrichtungen die Umwelt schützen und gleichzeitig ihre Kosten senken können.

Ähnliche Ziele verfolgt die Industrie- und Handelskammer (IHK) Lüneburg-Wolfsburg. „Die Wirtschaft ist auf eine sichere und wettbewerbsfähige Energieversorgung angewiesen. Peak Oil spielt langfristig für die Preisentwicklung eine wichtige Rolle“, erklärt Markus Mews, Bereichsleiter Innovation und Umwelt der IHK. Ihren Mitgliedsunternehmen

- 01 Regenerativ: Windenergie
- 02 Erdölbohrung
- 03 Förderplattform auf See

MINERALÖLVERBRAUCH 2012			
Rang	Land/Region	Mio. t	Anteil [%]
1	USA	799,5	19,4
2	China	483,7	11,7
3	Japan	235,0	5,7
4	Indien	171,6	4,2
5	Russland	147,5	3,6
6	Saudi-Arabien	127,1	3,1
7	Brasilien	125,6	3,0
8	Korea, Rep.	112,7	2,7
9	Deutschland	111,5	2,7
10	Mexiko	108,9	2,6
	Welt	4.122,5	100,0

Quelle: BGR-Energiestudie 2013



Quelle: www.peakoil.com

bietet die IHK Einstiegsberatungen zu Energie- und Ressourceneffizienz an. Offenbar mit Erfolg. In den vergangenen Jahren haben viele Unternehmen in hocheffiziente Kraftwärmekopplungsanlagen investiert, um den Energieverbrauch und damit Kosten zu senken.

UMRÜSTEN AUF ALTERNATIVE ENERGIETRÄGER

Nicht nur für Unternehmen, auch für Privatleute ist Erdöl nach wie vor der wichtigste Energieträger, besonders beim Heizen und Autofahren. Dass es auch anders geht, davon ist Thomas Biermann-Kojnov überzeugt. Als Vorsitzender des Lüneburger Solarvereins Sun on glaubt er an die Kraft der Sonne, durch deren Strahlung sich nicht nur Strom erzeugen lässt. Wird eine Photovoltaikanlage auf dem Dach mit einer Wärmepumpe gekoppelt, lässt sich ein Haus ohne fossiles Erdöl oder -gas beheizen. In Lüneburg sind schon eine Reihe von Eigentümern auf umweltschonendere Heizsysteme umgestiegen.

Beim Verkehr ist das schon schwieriger: Elektromobile lassen sich mit einer Photovoltaikanlage auf dem Dach antreiben. Für weite Fahrten sind die derzeitigen Batterien aber noch nicht ausgelegt – entsprechende Speichertechnologien fehlen.

TECHNISCHER FORTSCHRITT ALLEIN REICHT NICHT

Das Thema Peak Oil scheint für Lüneburgs Unternehmer und Politiker also in erster Linie eine Frage der Effizienz, der Wettbewerbsfähigkeit und des Klimaschutzes zu sein. Diesen Eindruck bestätigt auch Klaus Bergmann. Der Geschäftsführer der Lüneburger esyoil GmbH hat sich intensiv mit dem Thema beschäftigt. Für ihn ist das Ölfördermaximum aber keine Herausforderung, der man allein mit technischen Mitteln zur Effizienzsteigerung begegnen kann: „Es werden gigantische Hoffnungen in die erneuerbaren Energien getragen, dass wir das, was an Energieträgern wie Erdöl wegbricht, durch unsere technische Intelligenz ersetzen können. Aber das schaffen wir nie.“ Bergmann muss es wissen – seine Firma ist Dienstleisterin auf dem Mineralölmarkt.

Statt sich nur auf Technik zu verlassen, plädiert er dafür, auch die sozialen Aspekte in den Fokus zu rücken. „Statt nur auf Technik zu setzen, müssen wir unseren Bedarf in den Griff bekommen. Unser ganzer Wohlstand macht uns nicht glücklich. Es geht vielmehr um die Frage, was wirklich ein gutes Leben ist.“ Regionalentwickler Rost sieht die Fixierung auf Technik ebenfalls kritisch. „Vor uns liegt ein Transformationsprozess, der vermutlich keine rein technisch umgesetzte Energiewende ist, sondern eine Kulturwende darstellt“, schreibt er in einer Studie zu Peak Oil.

NEUE KONZEPTE FÜR LÜNEBURG

Ohne Genügsamkeit und Widerstandsfähigkeit (im Fachjargon Suffizienz und Resilienz)



01

wird das nicht gehen – trotzdem streben die meisten Unternehmer immer noch vorrangig nach Wachstum, Produktivitätssteigerung und Wettbewerbsfähigkeit. „Problematisch wird es, wenn all das zügellos, nur noch kapitalmarktgetrieben und menschenverachtend wird“, sagt Bergmann. Er fordert stattdessen dazu auf, Zukunft neu zu denken: „Wir brauchen den Freiraum und die Experimentierfreude,

neue Konzepte auszuprobieren.“ Bergmann setzt dabei auf Live-Laboratorien, Projekte, in denen direkt in der Praxis erprobt wird, wie man nachhaltiger wohnen, mobil sein, arbeiten und leben kann. Der Unternehmer will zukünftig auch Produkte und Dienstleistungen entwickeln, die helfen, den Energieverbrauch zu reduzieren, beispielsweise konstruiert er gerade ein Niedrigenergiehaus.

Weitere Ideen gibt es reichlich: Die Vernetzungsplattform Lebendiges Lüneburg will regionale Initiativen zusammenbringen und ihnen ein Forum bieten, um Lüneburg „enkeltauglich(er)“ zu gestalten. Ihre Anfänge liegen in den Erfahrungen der Transition-Town-Bewegung, einer international vernetzten bürgerschaftlichen Bewegung, die die „Stadt im Wandel“ propagiert – mit einem schnellen Abschied vom Erdöl und der Rückbesinnung auf lokale Wirtschaftskreisläufe.

ES GEHT DARUM, wie wir die Zukunft so gestalten, dass daraus ein gutes Leben wird. Nicht nur für uns allein.



02

01 Solarenergie
02 Dr. Klaus Bergmann hat Visionen für das postfossile Zeitalter

Quelle: BGR, Zahlen gerundet

ÖLPRODUKTE				
Bundesländer	Erdölreserven (Mio. t)			Förderung 2012 (Mio. t)
	sicher	wahrscheinlich	gesamt	
Bayern	0,34	0,03	0,37	0,04
Brandenburg	0,04	0,01	0,05	0,01
Hamburg	0,14	0,14	0,27	0,02
Mecklenburg-Vorpommern	0,01	0,01	0,02	0,00
Niedersachsen	8,90	1,10	10,00	0,93
Rheinland-Pfalz	4,43	3,98	8,41	0,21
Schleswig-Holstein	6,89	6,48	13,37	1,40
insgesamt	20,74	11,74	32,48	2,62



Schillerndes für die Seele

01



02

Kulturzeugnis, Biotop und Genreservoir –
Obstalleen und Streuobstwiesen haben viele Talente. Im Landkreis kümmern sich Aktive darum, dass sie und ihre Fruchtvielfalt nicht verloren gehen.

Von Roy Fabian

Goldparmäne. Geflammter Kardinal. Edelborsdorfer. Wer mit Olaf Anderßon einen Ausflug durch die Elbtalau unternimmt, tut etwas für sein Vokabular. „Sehr lecker ist auch der Finkenwerder Herbstprinz“, sagt er. Die schillernden Namen sind untrennbar verbunden mit den knorrigen Stämmen, die entlang des Wegs zwischen Neuhaus und Bitter ihre Äste gen Himmel verdrehen. „Woanders stehen Linden oder Eichen an den Straßen“, sagt Anderßon und weist aus dem Autofenster. „Hier in der Elbtalau sind es Obstbäume.“

Seit einem Jahr leitet Olaf Anderßon den 2010 gegründeten Lüneburger Streuobstwiesenverein, der das überlieferte Wissen rund um die alten Apfel-, Birnen-, Kirsch- und Zwetschgensorten der Region lebendig halten möchte. Die Obstbaumalleen etwa seien Zeugnis einer einmaligen Kulturlandschaft, sagt der promovierte Biologe und erzählt vom 17. Jahrhundert, als die Bauern, gebeutel von den Folgen des Dreißigjährigen Kriegs, damit begannen, Wegränder, Ortszufahrten und Hofstellen mit Obstbäumen zu bepflanzen. Trotz knapper Ackerflächen sicherten sie so nicht nur die Versorgung mit frischen Früchten, die Bäume dienten auch als Schutz gegen die rauen Winde des Nordens. Einen Teil der Ernte verkauften sie später an Handelsschiffe, die die Ware nach Hamburg oder Berlin lieferten. Ein hübscher Nebenverdienst für viele.

LEBENSRAUM FÜR PFLANZEN UND TIERE

Die Bedeutung des Obstes für die Region ist jedoch nicht allein eine historische, wie sich an der alten Kreisstraße bei Bitter zeigt: Aus dem Stamm eines windschiefen Apfelbaums schlüpft ein Meisenpärchen. Von Flechten und

Moosen bewachsen ist die Rinde, an manchen Stellen entblößt sie sterbendes Holz. Wo es wegfällt, können Vogelverstecke entstehen. Und es zieht Insekten an, die wiederum zum Speiseplan der Meisen gehören. „Ein solch alter Baum ist schon ein echtes Refugium“, sagt Anderßon.

Auch Umweltverbände wie der NABU qualifizieren Streuobstwiesen als „Hotspots der Biodiversität in West- und Mitteleuropa“. Mit rund 6000 Obstsorten beherbergen sie ein wichtiges Genreservoir für die Zukunft, zudem ziehen sie unzählige Tiere und Pflanzen an. Ausschlaggebend hierfür ist der Mensch: Er ist es, der die Alleen und Wiesen anlegt, in lockeren und gemischten Beständen von bis zu 120 Bäumen pro Hektar. Er ist es, der die Bäume veredelt, pflegt, beschneidet und die Wiesen beschützt, indem er sie als Viehweide oder zur Heumahd nutzt und so verhindert, dass sich konkurrierende Sträucher und andere Gehölze breitmachen. Die daraus entstehenden „Savannen“, in denen lichter Wald mit Blumen- und Kräuterwiesen wechselt, sind Lebensraum für etwa 5000 Tier- und Pflanzenarten.

GEFÄHRDETES BIOTOP

Ihre Zukunft ist freilich ungewiss. Längst machen profitablere Plantagen den Löwenanteil der Obstproduktion für den Massenmarkt aus, auch hierzulande – in Monokulturen von 3000 Bäumen pro Hektar, gepöppelt mit hohem Düngereinsatz sowie mit Pestiziden vor Krankheiten und Unterwuchs geschützt. Überdies konzentriert sich der kommerzielle Anbau inzwischen auf gerade mal ein Prozent der rund 2500 bekannten deutschen Apfelsorten.

Im Laufe dieser Entwicklung wurden Streuobstwiesen oft vernachlässigt. Ein Großteil der Standorte ging verloren. „Letztlich ist ein Apfelbaum eine Kulturpflanze, um die man sich kümmern muss“, begründet dies Olaf Anderßon. Auch Rodungen und Bauprojekte haben dazu geführt, dass Streuobstwiesen



03



04



05

inzwischen auf der nationalen Roten Liste gefährdeter Biotoptypen stehen.

Immerhin: Schätzungen zufolge gibt es in Deutschland noch Bestände von 300.000 bis 500.000 Hektar. Im Lüneburger Raum zählen dazu etwa die Alleen der Elbtalau, deren Bäume vor wenigen Jahren auf einer Strecke von 60 Kilometern erfasst, saniert und durch Jungbäume flankiert wurden. Zudem sei es üblich, neue Streuobstwiesen als Kompensationsmaßnahme anzulegen, um bauliche Eingriffe in die Landschaft auszugleichen, sagt Stefan Bartscht, Fachbereichsleiter Umwelt beim Landkreis. Aufgrund ihrer ökologischen Bedeutung würden die Wiesen oft höher bewertet als die zur Bebauung vorgesehenen Standorte. „Man benötigt dann für den Ausgleich weniger Fläche.“

ÄPFEL FÜR SELBSTVERSORGER

Was wie ein Trick anmutet, ließ im Landkreis eine Reihe neuer Streuobstflächen entstehen, etwa bei Rolfsen oder Amelinghausen. Doch wie werden sie und die alten Standorte langfristig gesichert? Indem man die Ausgleichsträger im Rahmen des Bauordnungsrechts zur Pflege verpflichtet, sagt Bartscht. Durch Kooperation und Nutzung, ergänzt Julia Gerdson von Konau 11, einem Verein in dem gleichnamigen Dörfchen, der im Amt Neuhaus die Obstbäume entlang der Gemeindestraßen betreut. In einer Begegnungsstätte auf dem Koopmannshof, sagt sie, wolle man mit den Menschen vor Ort überlegen, was sich mit den Früchten der Region so alles anstellen ließe. Ideen, wie etwa gemeinsame Ernteinsätze zur Selbstversorgung gebe es schon: „Toll wäre auch ein gemeinsamer Streuobstwiesensaft in Zusammenarbeit mit örtlichen Mostereien.“

Dass dies funktionieren könnte, beobachtet Olaf Anderßon jedes Jahr im Spätsommer und Herbst: Vor allem ältere Menschen würden dann an den Alleen reifes Obst auf Anhänger verladen. „Die haben das einfach von Kindesbeinen an gelernt.“ Selbst aus Hamburg

würden inzwischen Leute in die Elbtalau kommen. Und was sie nicht direkt verzehren oder zu Kuchen und Marmeladen verarbeiten, bringen die Obstsammler zu lokalen Saffherstellern.

RETTUNG VOR DEM KAMIN

Im benachbarten Landkreis Lüchow-Dannenberg hat die Mosterei Voelkel hierfür sogar eine spezielle Infrastruktur geschaffen: 2001 stieß das Unternehmen den Bio-Streuobstverein Elbtal an, der Flächen pachtet und an die Mitglieder unter Ökoauflagen zur Bewirtschaftung vergibt. Diese können die Ernte dann gegen Bezahlung oder fertigen Most wieder an den Saffhersteller abgeben. Zwar machten die jährlich angelieferten 80 bis 90 Tonnen bislang nur einen Bruchteil des Gesamtbedarfs von Voelkel aus, räumt die Vereinsvorsitzende Kirstin Wiegmann ein. „Allerdings nehmen wir für uns in Anspruch, dadurch so manchen Baum vor dem Kamin bewahrt zu haben.“ Zudem erzielten einige Mitglieder bereits einen Nebenverdienst im vierstelligen Bereich.

Laut Wiegmann, die bei Voelkel zugleich als Umweltbeauftragte aktiv ist, plant das Unternehmen daher weitere Projekte. Auch der Lüneburger Verein geht auf dessen Initiative zurück. Er berät Obstbaumbesitzer und solche, die es werden wollen, organisiert Arbeitseinsätze und Baumpflegekurse und lädt Schulklassen zu Führungen ein. Neben einer neu angelegten Wiese in Harmstorf unterhält er hierfür eine Modellfläche in der Kleingartenkolonie Am Schildstein. Mehr als 60 Sorten wachsen dort, darunter auch Goldparmäne und Finkenwerder Herbstprinz. Selbst Baumpatenschaften sind möglich.

LETZTLICH HABE DIE GANZE SACHE mit dem Streuobst schon viel mit Liebhaberei zu tun, resümiert Anderßon – und gerät ins Schwärmen. „Ein Spaziergang über eine Streuobstwiese“, sagt er, „der tut einfach der Seele gut.“

01 / 02 Obstbaumallee
Alte Chaussee in Bitter,
Amt Neuhaus
03 / 04 Pflanztag Harmstorf
05 Niederstammanbau im
Alten Land

MEHR INFOS
ZUM STREUOBST:

www.streuobst-lueneburg.de
www.konau11.de
www.streuobst.de



Was macht mein Kleid in Afrika?

Neues Leben für alte Kleider: Zwei Schwestern aus Maputo verwandeln Altkleider aus Europa in trendige Vintage Mode „made in Mozambique“. Ein erfolgreiches Upcycling-Konzept. *Von Heike Janßen*

MAN SIEHT ES DEM HAUS VON AUSSEN nicht an, dass hier ein erfolgreiches Start-up-Unternehmen sitzt. Wie so viele Gebäude in Maputo braucht es einen neuen Anstrich, und der Fahrstuhl, der mich zum 5. Stock hochbringen soll, hat statt Schaltknöpfen Löcher. Nelsa und Nelly Guambe leben dort oben in einer „Schöner Wohnen mit Recycling“-Welt: Obstpaletten mit Polstern als Sitzzecke, ein Tisch aus Bohlen, Kunst aus Metallschrott.

Die 26-jährigen Zwillingsschwestern sind inzwischen stadtbekannt, weil sie aus Altkleidern neue Lieblingsstücke designen. Links an der weißen Wand steht ein Kleiderständer mit Stücken ihrer Marke Mima-te. Keins sieht wie das andere aus: Geblümete mit Spitzenkragen, Sommerkleider mit Faltenrock, zweifarbige Etuikleider.

Ihre Kreationen kosten vor Ort ab 40 Euro aufwärts, online sind sie etwas teurer. Solche Preise können in Maputo nur Ausländer und Reiche bezahlen: Mosambik ist eines der ärmsten Länder der Erde, verheert von einem fürchterlichen Bürgerkrieg, von dem sich das Land auch nach mehr als 20 Jahre nicht erholt hat. Weniger als 30 Dollar pro Monat haben Kleinbauern, 100 Dollar gibt es in der Verwaltung.

Die Altkleider, die die Zwillinge umnähen oder bei einem Schneider ändern lassen,

stammen aus Europa, Asien, den USA oder Australien. Sie kommen in Containern übers Meer und werden in Maputo von indischen Händlern an Markthändler verkauft. Ein Riesengeschäft für die Großhändler. Da zählt der Profit, nicht die Qualität.

Trotzdem: „Man kann auch mal ein Designerkleid entdecken“, sagt Nelly. Wir drängeln uns durch den Fajardo-Markt. Nelly und Nelsa stürzen sich auf die Klamotten, wie Schatztaucher ins Meer. „Wir lieben das“, erzählt Nelsa. „Schon als Kind haben wir mit unserer Mutter auf dem Markt Kleidung gekauft.“

Viele Menschen tragen alte Klamotten aus dem Westen und nicht Mode aus Afrika. Oft wird die einheimische Textilindustrie dadurch empfindlich gestört. Andererseits leben unzählige Markthändler vom Verkauf der Second-Hand-Ware. Schneider machen die Stücke passend. Altkleider bringen so auch Jobs.

VIELE ARME MENSCHEN SIND aber auf kostenlose Kleiderspenden angewiesen. Wer in Deutschland spenden möchte, solle sich aber bei der Hilfsorganisation erkundigen, wo die Kleidung hingeht, betont Nelsa. Sie sollte direkt zu den Bedürftigen oder Markthändlern gelangen. „Und bitte nur gut erhaltene Kleidung, Kaputt vergrößert bei uns nur die Müllberge“, ergänzt Nelly.

Im oberen Stockwerk ihrer Wohnung, eine Holzterasse höher, liegt das Atelier. Hier nähen sie abends, nach der Arbeit für eine internationale Organisation. „Man kann aus jedem Stück etwas machen“, sagt Nelly. „Wir kombinieren oft einfach die heilen Teile!“

Beim Nähen sehen sie die Lichter Maputos, einer boomenden Stadt, in der die Preise explodieren, seit vor einigen Jahren riesige Gas- und Kohlevorkommen entdeckt wurden. Jetzt strömen aus aller Welt Geschäftsleute herein, und selbst für hiesige Verhältnisse gut verdienende Mosambikaner können nicht mehr mithalten.

Die Schwestern machen aus der Lage das Beste. Sie verstehen ihre Produkte auch als Botschaft: Wir upcyclen eure Kleidung und machen daraus Mode auf Mosambikanisch!



© Fotos: Heike Janßen

Nelly und Nelsa auf dem Kleidermarkt und in ihrem Atelier.

Ohne Netz und doppelten Boden?

Teilen, **tauschen**, leihen – ist das die Antwort auf unseren ständigen Konsumwahn? Was aber, wenn dabei ein **Schaden** entsteht? Unser Kolumnist Ralph Schipke schaut auf das **Dilemma**.

Es war einmal ein Glückspilz namens Hans. Glücklicherweise, wenn wir so wollen, im Tauschrausch: Erst tauschte er seinen Goldbatzen gegen eine Kuh, die wiederum gegen ein Schwein, das Schwein gegen eine Gans und so ging es munter fort ... Jeder kennt das Märchen der Brüder Grimm.

In ihrer Abschlussarbeit an der Lüneburger Leuphana-Universität* stellt Svea Blieffert sich die Frage, ob neue Formen des sogenannten kollaborativen Konsums, auch kurz Ko-Konsum genannt, uns vielleicht alle zufriedener machen könnten, so wie den märchenhaften Hans – natürlich ohne am Ende mit leeren Händen dazustehen. Denn muss es immer mehr und immer neu sein? Könnten wir uns durch Ko-Konsum dem mächtigen Dilemma zwischen ständigem Verlangen und dem Wunsch, dem Konsumdiktat zu entgehen, entziehen?

Nehmen wir beispielsweise eine Bohrmaschine. Fast jeder besitzt so ein Ding, um gelegentlich Löcher zu bohren. Dieses so unerlässliche Heimwerkergerät soll in seinem langen Leben durchschnittlich gerade mal 13 Minuten im Einsatz sein! Ein statistischer Fakt, der gerne zitiert wird, wenn es um den Sinn des Tauschens und den Unsinn des Konsums geht. So gesehen würde es völlig genügen, wenn es in jeder Nachbarschaft eine einzige Bohrmaschine gäbe.

Nur ist das offenbar gar nicht so einfach: Ich würde ja gern meinen nur ein-, zweimal genutzten Schlagbohrer verborgen, mit anderen teilen. Dafür hätte ich dann gern mal übers Wochenende einen Fahrradgepäckträger fürs Auto ausgeliehen. Aber wie finden sich Dinge und Menschen? Und wie steht es dann mit der Versicherung?



© Karikatur: Andreas Meenke

AUF STÄNDIG WECHSELNDE NUTZER an Stelle üblicher Eigentümer sind Versicherer eher schlecht als recht eingestellt, weiß Daniel Bartel. Er beobachtet mit seinem Blog (www.kokonsum.org) aufmerksam die wachsende Sharing-Szene. Und stellt fest: Rahmen und Gesetzgebung passen oft noch nicht zum neuen Zeitgeist – eine Erkenntnis, die sich mit Bliefferts Recherchen deckt.

„Der Gesetzgeber sollte sich endlich richtig auf das Thema einlassen“, fordert Bartel. Wer haftet beispielsweise, wenn plötzlich das vom Nachbarn geborgte Auto eine Delle hat? Oder wie sieht es mit einer Entschädigung aus, wenn der Schlagbohrer von bekannten oder unbekanntem Ausborgern kaputt zurückkommt?

„Versicherungen müssten entsprechend flexible Verträge anbieten, um so die neue Kultur des Leihens und Teilens besser zu unterstützen“, wünschen sich Bartel und inzwischen auch viele andere.

Dass es funktionieren kann, zeigen Leihbibliotheken schon lange. In Berlin existiert seit 2010 sogar ein Leihladen (www.leila-berlin.de). Der greift das Bibliotheksprinzip für alltägliche Dinge auf.

Blieffert selbst probiert eine alternative Lebensform inklusive des Prinzips Ko-Konsum in Lüneburg aus, in einer 12er-Groß-WG – mit nur einem Kühlschrank.

* Quelle: Svea Blieffert: Tauschen, Leihen und Schenken. Neue Nutzungsformen als Beispiele einer suffizienten Lebensweise? (Januar 2013), Leuphana Schriftenreihe Nachhaltigkeit & Recht, Nr. 1. ISSN 2195-3317.